

Die Welt ist alles, was mein Fall ist

Über Martin Walsers Roman
„Finks Krieg“

imprimatur taucht erstmals auf der Seite 88 auf. *Das Organ der innerkirchlichen Opposition, das in jedem katholischen Ordinariat gelesen wird. Jeder Bischof liest es, er will doch wissen, was seine aufsässigen Priester im Sinn haben.* Und dann noch weitere sieben- oder achtmal. Das vorweg, und nicht nur, weil es andeutet, daß ihr Rezensent vielleicht befangen ist, als Redakteur eines „Organs“, das eine immerhin beachtenswerte Rolle spielt in Finks Krieg. Oder muß man sagen spielte, im Krieg des Rudolph Wirtz? Finden wir uns in der Realität, oder dem, was alle dafür halten, oder in der Fiktion? Ist *imprimatur* eine virtual reality, existent Literatur in der erfundenen Welt der schönen, oder halten Sie, liebe Leser, ein reales Produkt der Presse in der Hand? *imprimatur* existiert wohl zweifach, wir haben einen Doppelgänger, einen fiktiven allerdings, aber er gleicht uns, nein, er ist ein kleiner Teil von uns, das aber ist nahezu dekungs-gleich mit seinem Gegenstück aus den Nummern

Damit rühren wir an ein grundsätzliches Problem. Wenige werden den Roman lesen können, ohne an die realen politischen Ereignisse zu denken, die er abbildet. Daraus entsteht beim Lesen eine Art voyeuristischer Neugier, der Roman wird zum Schlüsselloch, durch das man Einblick in die Hintergründe und Abgründe der Wallmann-Regierung zu erhaschen hofft, und das stört sozusagen die Konzentration auf den Text selbst, weil man sich ständig fragt, was wohl dahinter liegt. Walser hat viele, aber nicht alle Namen verschlüsselt, und auch die Verschlüsselten lassen sich meist leicht enttarnen, die FAZ, die den Roman im Vorabdruck hatte, leistete in einem Artikel dazu noch eine Lesehilfe. Das ist ein Vermarktungskonzept. Was der Roman an literarischer Qualität haben mag, wird dadurch eher verdeckt. Aber das grundsätzliche Problem, das alle historischen und

zeitgeschichtlichen Romane haben, das delikate und fragwürdige Balancieren zwischen Realität und Erfindung, das wird hier auf eine frappante Weise deutlich. Je mehr man weiß, um so mehr wird das Lesen gestört, reibt sich an dem, was beim Leser an Fakten aus der politischen Welt schon da ist, kollidiert mit seiner Gier nach neuen Enthüllungen..

Der Roman ist in der Kritik bislang meist den üblichen Verrissen zum Opfer gefallen, einige wenige Kritiker loben ihn in den Klassikerhimmel; differenzierte Urteile sind ja im Zeitalter des Literarischen Quartetts leider aus der Mode gekommen. In größter Begeisterung fand man Frank Schirrmacher, den Feuilletonchef der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Das ist einerseits nur zu verständlich, denn die FAZ hatte ja den aufwendigen Vorabdruck zu erklären, andererseits spielt sie im Roman als das *Edelmistblatt* (Fink) eine trübe Rolle. Strategie, Taktik, oder eine Schurle von Herrn Schirrmacher? Wer weiß.

So viel zu den Geschäftsbedingungen.

Nun zum Text.

Stefan Fink, dem Ministerialrat, ist ein Unrecht geschehen, er ist in seiner Beamtenlehre verletzt, er ist versetzt worden, um einem Günstling des neuen Staatssekretärs Platz zu machen, das hat der Staatssekretär durch öffentliche Lügen über den Beamten Fink und dessen Reputation bei den Kirchen begründet. Weder die Parteien noch die Kirchen haben Stefan Fink beigestanden, also muß er um seinen guten Ruf, die Wiederherstellung seiner Ehre ringen, im öffentlichen und juristischen Kampf. Letzten Endes gelingt ihm das, er wird recht und schlecht rehabilitiert, was ihm nicht gelingt, ist die Bestrafung seines Feindes, des Staatssekretärs, der kommt ungeschoren davon, avanciert weiter in den neuen Ländern, in den „neuen Kolonien“ (Fink).

Wir erleben also Politik, sehr subjektiv, aus der Perspektive eines Menschen, der hoch genug steht, um Politik subjektiv erfahren zu können. Will sagen, der merkt: *Ich* bin das Opfer *dieses* Mächtigen. (Wir anderen

sind ja bloß die Opfer der Wirtschaftslage, der Verhältnisse, der Einstellungsbedingungen usw.) Stefan Fink aber kennt seinen Feind, Walser nennt ihn Tronkenburg, erinnert damit an jenen Junker Tronka, der Kleists Michael Kohlhaas in seinen Privatkrieg gegen den Staat und die Welt getrieben hat.

Gleichwohl, ob man daraus tiefere Einsichten in die Politik erlangt, scheint fraglich. Wer schon vermutet hat, daß Ämterpatronage und daraus resultierende personelle Fehlentscheidungen im Mittelbau der Länderministerien wohl öfter vorkommen, wer davon ausgeht, daß Staatssekretäre keine Engel und meist auch keine intellektuellen Riesen sind, der hat da kaum noch was zu lernen. Oder wollen wir eben das als die politische Botschaft kapiieren, daß Politik in unserer Zeit, in unserem Land nicht mehr ist, als eine öde Postenschieberei?

Und dennoch gerät man beim Lesen immer mehr in den Sog dieser Erzählung, die von Anfang an nur aus der Perspektive des Stefan Fink uns sein Leiden und Kämpfen mitteilen läßt. Ein endloses Schimpfen und Lamentieren, keine korrigierende oder relativierende Sicht auf die Dinge tut sich auf, nur der total subjektive Blick, von der ersten Seite an. Man kann ja gar nicht anders, man muß auf seiner Seite stehen, wir sind im Krieg, und die Fronten zu wechseln ist unmöglich. Also erleben wir alles an der Seite des Kombattanten, der alles und jeden nur noch als strategisches und taktisches Material sehen kann. Seine Vereinsamung ist notwendig und unvermeidlich, Folge seiner Fixierung auf den Kampf, der um seine Ehre geht, und die ist ihm so wichtig wie das Leben, nein, sie ist sein Leben, und: *Jemand, der um sein Leben kämpft, kann nicht aufhören, um sein Leben zu kämpfen.* Bis er anfängt einzusehen, daß er nicht um sein Leben gekämpft hat, sondern um sein Recht. Und koste es das Leben. Selbst seiner eigenen Frau kann er nicht erklären, warum er diesen Krieg führen muß, es ist sein Krieg, ausschließlich. Kollegen, Freunde, Bekannte, sie werden in Listen gefaßt, etikettiert als Verbündete, Feinde, Verräter, Abgefallene. Es gibt keinen anderen Blick als den durchs Visier, aus dem Bunker der Selbstbehauptung. Das macht krank, auch der eigene Körper wird zum

Kampffeld, durchzuhalten hat er, der Schwächling, der feige Deserteur, der treue Kämpfe. Natürlich ist das alles auch lächerlich, Fink wird zum Don Quichote, über den man lacht, er selbst sieht sich in den Augen der anderen als lächerliche Figur und kann doch nicht aufhören zu kämpfen, weil er eben um sein Leben kämpft.

Wenn irgendwo, dann liegt hier die Qualität dieses Romans. Fink ist ein Walserscher Held, Selbstmitleid und Selbstzweifel zernagen ihn, immer beobachtet er sich, mit gnadenloser Genauigkeit wird registriert, was mit ihm geschieht, was die anderen ihm antun, was er sich selbst antut. Die Genauigkeit dieses Beobachtens und Registrierens ist frappierend. Zum Beispiel: wer wie Fink im Krieg mit fast allen ist, kann sich keine unkontrollierten Gefühle leisten, schon gar nicht deren unkontrollierten Ausdruck.

Also:

Aber es ist immer dieser Unterschied zwischen einer Empfindung und der Notwendigkeit, sie der Umwelt auch deutlich genug vorzuspielen. Durch das Vorspielenmüssen dessen, was man empfindet, wird das Empfinden beschädigt. Man hat dann das Gefühl, man spiele nur noch.

Der Beamte Fink führt eine geheime Existenz

Verschwörerhaft werden Treffen mit Bundesgenossen geplant, Kampfpläne verabredet. Das höhlt die Gefühlswelt aus, es bleiben von den Empfindungen nur noch die strategisch oder taktisch sinnvollen, und die werden eben ständig auf ihre Tauglichkeit geprüft. Das muß schizophren machen. So hat sich also der Bürger Stefan Fink in den Beamten Fink gespalten und einen anderen, der als Ich im Roman erzählt, der sich im Verlauf immer deutlicher von dem Beamten Fink absetzt, kritisierend, nörgelnd, mahnend, aber gekränkt ist eben nur die Beamtenehre, und der da zu uns redet, der nicht verbeamtete Teil der Seele von Stefan Fink, der kann sich nicht trennen vom Beamten Fink. Selbsthaß ist die Folge.

Bei dir kann man es nämlich nicht mehr aushalten, Herr Fink! Blende dich aus! Trenn dich von mir! Ich ertrage dich nicht mehr! Wirf dich endlich vor den Zug! Ich halte dich nicht zurück! Mein Gott, wenn du wüßtest, wie mir dein Gestank zuwider ist auf dem Klo! Los, Schluß jetzt!

Der da redet, ist nicht in seiner Ehre verletzt, er will und muß nicht kämpfen, er stellt den Beamten Fink ständig zur Rede, ein Defätist, der aufhören will, sich anderem widmen, leben halt. Niemand kennt den Beamten Fink so gut wie er, er erstattet Bericht und gibt Rechenschaft. Im Nachhinein, denn der Kampf ist zu Ende, wenn das Erzählen beginnt.

Mit einem seltsamen Traktat wird dieser *Scheißkrieg* beendet, mit einem ironisch-hinterfotzigen Lob auf die Mächtigen, denen einfach nicht beizukommen ist. Fink rettet seine Haut, indem er sein Recht im Stich läßt. Wie der biblische Hiob kapituliert er vor der unbegreiflichen Macht, die über ihm ist. Aber Scheißkerle sind sie, allesamt.

Diese Spaltung ist also der entscheidende Erzähltrick, der das endlose Schimpfen erträglich macht, indem es einen Raum für den Dialog auftut, wenn auch nur einen innerseelischen, von Fink zu Fink. Das erzählende Ich wird gewissermaßen auch die Stimme des Lesers, weil man sich mit ihm identifiziert, das ist auch des Lesers einzige Möglichkeit, sich vom Beamten Fink zu distanzieren, um diesem in vielem doch ganz sympathischen Amokläufer ins Gewissen zu reden, ihn zu stoppen, bevor er sich selbst völlig zur Unperson macht.

Andererseits weiß auch der Beamte Fink um seine Lächerlichkeit, die Beschränktheit seiner Denkweise, seine Bunkermentalität. *Die Welt ist alles, was mein Fall ist*, sagt er, durchaus witzelnd, selbstkritisch, gescheit, aber ändern tut das auch nichts. Manchmal hat er aber auch die originellsten Einsichten, in seiner Situation und Gemütslage geht ihm zuweilen etwas auf, was auch sonst von Interesse und Geltung sein kann.

So räsonniert er über das Osterfest:

Die Familie hatte ohne mich in die Ostermesse gehen müssen. Dieses leichtfertige Gerede vom Auferstandenen hätte ich jetzt nicht ertragen. Warum nahmen sie diesen Vorgang nicht ein bißchen ernster? Als einen Text aus purer Verzweiflung, zum Beispiel. Als Hoffnungsirrsinn. Nicht bloß als Meßlatte für den alljährlichen Glaubenshochsprung!

Fazit: Martin Walser hat wohl nicht den Roman über die Bonner Republik geschrieben, sondern ein überzeugendes Psychogramm eines Beamten dieser Republik, eines der rechtschaffensten zugleich und lächerlichsten Menschen, weil er der irrigen Meinung anhängt, auch im Dunstkreis der Macht müsse das Recht gelten und durchsetzbar, einklagbar sein.

Und was ist mit der Kirche?

Nun ja, eigentlich wie immer in der deutschen Literatur seit Böll. Einerseits die Benediktinerinnen, die reinen Nonnen, sanft, klar und zugleich auf engelhafte Weise entückt. Andererseits die Hierarchie, ein Machtapparat wie der weltliche, eine weltweite Gummiwand, an der der Beamte Fink bis zur Erschöpfung versucht, sich den Kopf einzurennen. Und dann ein denkwürdiger Traum.

Und in der nächsten Nacht mußte geträumt werden, daß ich mit einem sehr feinen Besen eine Kirche zu kehren hatte, es was die Kirche St. Remigius in Opladen, da lag unendlich viel Staub, mein Besen war viel zu fein, der Staub schwebte von meinen Besenstrichen in die Höhe, dort war nur mehr Licht, aber kein Abzug, also fiel der Staub wieder herab, ich mußte weiterkehren, vollkommen erfolglos, das wurde bemerkt, man sah her von allen Seiten, gleich würde man mich hinausweisen.

So oder so ähnlich, fürchte ich, werden auch viele Leser von Imprimatur träumen.

Martin Walser: Finks Krieg, 310 Seiten, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1996

Peter Goergen